Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur
Deutschen Rundschau

Nr. 87. Bromberg, den 6. Mai 1927.

Die Tunnelbauer.

Roman von Otto Hoecker.

(20. Fortsetzung.)

Floyds Antlitz verfinsterte sich wieder. Wie schutzsuchend haschte er nach der ihm zitternd gebotenen Vaterhand, die willig und tröstend seine fieberheiße Rechte umspannte.

„Laßt sie nicht zu mir, ich — — ich will sie nicht mehr sehen — nicht hier und nicht im Jenseits!" röchelte Floyd und ein Grauen schüttelte ihn. „Sie ist falsch — — sie hat mir die Seele leergebrannt. — — Vater — — Bessie — —! Ich sterbe gern, nur damit ich auch sie vergessen kann!"

„Mein Junge — — mein Floyd!" schluchzte Tom Custer fassungslos auf. „So müssen wir uns wiedersehen! — — Oh, die schuftige Dirne!" —

Er hatte sich gewaltsam zum Gefaßtbleiben zwingen wollen. Aber der Anblick des Scheidenden ging über seine Kräfte, und während er neben dem Bett in die Knie niedersank und voll behutsamer Zärtlichkeit den Arm um Floyds Hals legte, schweiften seine Gedanken in die Vergangenheit und durchlebten im Geist die frohe Jugendzeit seines Ältesten, sahen ihn an Körper und Geist blühen und gedeihen, zum Hünen heranwachsen, zu seinem vertrauten Helfer. —

„Ich gehe gern, Vater," hörte er Floyd matt raunen, „sie war mein Leben — und hat mich verraten. — — Ah, Vater, hätte ich doch auf dich gehört! Aber ich konnte nicht gehorchen, Vater, ich hatte sie ja so unmenschlich lieb — —"

Als sein Blick wieder auf Bessie fiel, streckte er ihr die fiebernde Hand entgegen. — „Du mußt nicht um mich weinen, Bessie — — sie war mein Schicksal — — und ich ließ mich betören und — — und ich hätte es so gut haben können! . . . nicht weinen, Bessie — — ich bin es nicht wert — ich hätte dich besser in acht nehmen sollen — — Du wärst mein Glück geworden — und wir hätten in Frieden miteinander gelebt — und der alte Mann hätte sein Kind behalten. — — Ah, wie die Reue brennt, Bessie — — halte zum Vater — — er hat nun nur noch dich — —"

Wie seine Blicke ruhelos von einem zum andern irrten, so wanderten seine Sinne. Ein weiches Lächeln, wie er es im Leben nicht gehabt hatte, lag um seine Lippen.

Als der wie ein Kind schluchzende alte Mann, unfähig, sich in Worten zu ergehen, ihn immer wieder küßte, lächelte er glücklich. „Nun bin ich wieder dein Sohn — — ah, ich war es immer so gern — — und — — und daß ich es eine Weile nicht mehr habe sein dürfen, das hat mir weh getan —"

Er richtete sich mit entschwindender Kraft ein wenig auf und nickte dem Vater dann wieder zu.

„Wieder dein Sohn, Vater — — wie glücklich ich bin, — heimgekommen — — und nun — — ist es Schlafenszeit. — — Gute Nacht, Vater — — und dir auch, Bessie — — liebe, liebe Bessie —"

Als er den Kopf zurücksinken ließ und seine Augen sich langsam schlossen, zerraufte sein Vater im übergroßen Schmerz sein weißes Haar.

„Mein letzter — — mein einziger Sohn stirbt!" schrie er gellend auf. „Gemordet hat ihn das verruchte Weib — — o, mein Floyd, ich lasse dich nicht, nun ich dich wieder gefunden habe — — ich habe ja nur noch dich — — stirb mir nicht!"

Wie dann sein Blick auf die mit gefalteten Händen neben dem Bett kniende Bessie fiel, schluchzte er dumpf auf und strich zärtlich mit der zitternden Rechten über ihren Scheitel.

Der Arzt erhob sich.

„Noch lebt Euer Sohn — — aber wenn nicht ein Wunder geschieht, dann — —"

Er sprach das Schlimmste nicht aus. Aber sein Achselzucken war beredt genug. Als er sich nun wieder mit dem von todähnlicher Schwäche Umfangenen beschäftigte, wagten der Vater und Bessie nicht laut zu atmen. Sie fühlten beide die Nähe des ernsten Engels — — und nicht länger wagten sie zu denken, geschweige zu hoffen.

Dann drang plötzlich in die stille Kammer von draußen wüster, mit jeder Sekunde sich verstärkender Lärm.

Des alten Mannes Mienen härteten sich. Empörung über die unheilige Störung sprach aus seinen blitzenden Blicken. Mit erhobenem Haupt eilte er aus dem Hause und trat auf die vordere Veranda.

Sechzehntes Kapitel.

Des Ranchers Blick fiel auf eine sturmgepeitschte Menschenmenge. Die Nächsten ums Haus hatten seinen Schmerzensschrei deutlich gehört, einer hatte es dem andern zugeraunt, daß Floyd im Sterben liege, und daraufhin hatte sich die Kunde von seinem Ableben gedankenschnell verbreitet.

„Wo ist der Schlächter? — —" „Jack Wilson soll sich verantworten!" — — „An den nächsten Lampenpfosten mit ihm!" — — „Lyncht ihn! — lyncht ihn!"

Diesem dumpfen Durcheinanderbrüllen der sich gegenseitig an ihren Leidenschaften berauschenden und entzündenden Männer wohnte etwas Schauerliches inne. Gesittung und Disziplin waren über Bord geworfen, nur glühendes Racheverlangen beseelte die Menge.

„Lyncht ihn! — — Lyncht ihn!"

Immer drohender schwoll der hundertstimmige Racheschrei an.

„Dort bringen sie ihn! — An den nächsten Lampenpfosten mit ihm! — Hängt ihn so hoch wie möglich! — Direkt unter die Bogenlampe! — Stricke herbei! — — Hängt ihn!"

Mehr tot als lebendig kam Jack Wilson unter der Tür seines Häuschens zum Vorschein. An jedem Arm hielten ihn zwanzig und mehr Fäuste gepackt. Ein halbes Hundert andere suchten an ihn heranzukommen und ihn mit Faustschlägen zu regalieren. Als sie ihrem Racheverlangen auf solche Weise nicht genügen konnten, bückten sie sich, rafften den Regenschlamm von der Straße auf und schleuderten ihn dem bei jedem Schritt niederbrechenden, aber erbarmungslos immer wieder hochgerissenen und weitergeschleiften Schlächter ins Gesicht.

Man sah, wie Jack Wilson weit den Mund aufriß. Vermutlich beteuerte er seine Unschuld oder schrie um Hilfe. Aber das wütende Geschrei ringsum erstickte seine Worte. Und ebenso wenig vermochte Kate Lou sich Gehör zu verschaffen. So oft sie auch bis zu ihrem Vater durchzudringen versuchte, immer wieder fühlte sie sich rauh gepackt und zurückgeschleudert. Selbst Faustschläge blieben ihr nicht erspart.

„Dich müßte man auch aufhängen, denn du bist die Allerschlechteste", schrie ein erboster Steindriller sie an.

Drei, vier andere brüllten Beifall und machten Miene, sich ihrer zu bemächtigen.

Vielleicht wäre es um Kate Lou geschehen gewesen, hätte nicht Goliath, der ihre Notlage erspähte, sich mit wütenden

Fausthieben bis zu ihr durchgearbeitet. Nun er, die Fäuste kampfbereit erhoben, wutgeschüttelt vor ihr stand, wichen die Männer zurück. Noch immer hielt sie die Furcht vor Goliaths Riesenstärke zurück, aber auch beschämende Ernüchterung mochte in ihnen tagen.

Murrend schlossen sie sich dem nach dem unteren Ende der Häuserreihe strebenden Männerhaufen an. Dort erhob sich ein eiserner Bogenlampenmast und an ihm sollte Jack Wilson aufgeknüpft werden.

Mit wieselartiger Geschwindigkeit hatten bereits zwei Männer den Mast erklettert. Nun hockten sie auf dem Seitenarm, von dessen Ende die Bogenlampe frei herabhing, und befestigten eifrig eine starke Waschleine, die urplötzlich aus einem der Beamtenhäuser zum Vorschein gekommen war.

Trotz seiner verzweifelten Gegenwehr wurde Jack Wilson von der heulenden, rasenden Menge seiner Bedränger bis zum Lampenmast geschleift.

In denkbar kurzer Zeit hatte sich der ganze Auftritt abgespielt. Von dem Moment an, wo der übel zugerichtete Schlächter über die Schwelle seines eigenen Hauses geschleift worden war, bis zu dem Augenblick, wo man ihm die Schlinge um den Hals werfen wollte und schon hundert und mehr Männer ungeduldig darauf warteten, zuzupacken und ihn hochzuziehen, war kaum eine Minute verstrichen.

Kontraktor Martin hatte, sobald er sich mit raschem Blicke über die Absichten der erbitterten Menge klar geworden war, sich den Wütenden entgegengeworfen und sie aufhalten wollen, war aber von der Menschenmenge einfach mitgerissen worden.

Als sich nun ein dicker Knäuel rings um Wilson und die über ihn das Richteramt sich anmaßenden Männer bildete, machte Mike Martin von seinen Fäusten Gebrauch. Wütend fuhren die von seinen Hieben Getroffenen herum, aber selbst die lautesten Schreier verstummten und wagten keinen Gegenhieb, als sie den Kontraktor erkannten.

Links und rechts taumelten die schnell kirre Gemachten zur Seite und öffneten eine Gasse für Mike Martin. Immerhin verstrich eine kurze Minute, bis er sich bis zur innersten Reihe durchgearbeitet hatte.

Nun kam er im letzten Moment neben Jack Wilson zu stehen, gerade als sie ihn hochziehen wollten. Aus seinen Mienen war die letzte Spur des hinterhaltigen Lächelns verschwunden; die Todesangst hatte seine Züge verzerrt und von den Augen konnte man nur noch das Weiße sehen. Der Strick würgte ihn schon, oder er hatte sich derartig heiser geschrien, daß er nur noch ein gurgelndes Lallen hervorbringen konnte, als er Mike Martins ansichtig wurde.

Hören hätte ihn der Kontraktor ohne weiteres können. Denn bei seinem Auftauchen im Innenkreise hatte sich das rasende, ohrenzerreißende Gebrüll ringsum wie durch Zauberschlag gelegt. Aber Mike Martin hatte für ihn wenig übrig. Breitspurig stellte er sich vor ihn, ihn so mit seiner eigenen Gestalt deckend. Dann maß er die in verdrossenem Schweigen verharrende Menge mit einem blitzenden Blicke.

„Was geht hier vor?“ rief er scharf. „Wer seid ihr — ehrliche Steindriller und Muckers — oder Mordbuben, he? Wer berechtigt euch, Hand an das Leben eines Mitmenschen zu legen?“

Nun wurde es urplötzlich wieder laut. Zwanzig wollten zugleich auf den Kontraktor einsprechen und es entstand ein Stimmengewirr, das von den weiter zurückstehenden und den Blicken des Kontraktors weniger ausgesetzten Gaffern dazu benutzt wurde, um mit hineinzubrüllen.

„Lyncht ihn . . . Was geht es den Kontraktor an? . . . Hier sind wir nicht im Tunnel! . . . Auch nicht im Lager! — Wir sind freie Männer! — Keiner hat uns etwas zu sagen — auch der Kontraktor nicht!“

Die Besonneneren wiederum suchten Mike Martin verständlich zu machen, daß der Schlächter den Tod verdient hätte

„Er hat Floyd Custer erschossen! Sterben muß er!“

Wieder erzwang die aufgehobene Rechte des Kontraktors Stillschweigen.

„Wenn der Mann hier schuldig ist, so hat das Gericht darüber zu befinden, nicht Ihr! Dem Sheriff muß er ausgeliefert werden!“

„Damit er durchbrennen kann?“ scholl es empört zurück. „Floyd Custer hat sterben müssen — nun soll sein Mörder baumeln!“

„Euer Kamerad lebt noch und —“

„Pah, Spiegelfechterei!“ Ein baumlanger Steindriller drängte sich vor. „Ich habe den alten Mann schreien hören: „Mein Sohn stirbt!“ — Atmet er auch noch, so mag er doch jeden Augenblick verscheiden! Jack Wilson ist sein Mörder — lyncht ihn, Kameraden!“

Mike Martin rief einige der Steindriller beim Namen. „Skarkey — Blade — Cockburn, wagt Ihr, Euch gegen mich aufzulehnen? Ich sage Euch, daß diesem Mann durch Euch kein Haar gekrümmt werden darf!“

Er hatte sein Messer aus der Tasche gezogen und wollte die Schlinge durchschneiden. Aber da war es um die Zurückhaltung der Menge völlig geschehen. Brüllend schoben sich die Erregten gegen den Kontraktor, man fiel ihm in die Arme und verhinderte ihn gewaltsam am Durchschneiden des Strickes.

„Ihr wißt am besten, daß wir uns für Euch in Stücke schneiden lassen, wenn es sein muß, Boß!“ rief ihm unter dem jubelnden Beifallsgebrüll der Menge ein vierschrötiger Steindriller zu. „Aber das ist unser Handel und geht Euch nichts an! Der Kujon da hat unsern guten Kameraden meuchlings niedergeknallt — Ihr selbst habt seinen Revolver wenige Schritte von Floyd Custer aufgefunden — und darum muß er baumeln!“

„Lyncht ihn! Laßt Euch nicht länger aufhalten! Fort mit dem Kontraktor! Hier hat er nichts zu suchen!“

Von allen Seiten sah sich Mike Martin umdrängt. Man ließ es selbst in diesem kritischen Augenblicke an persönlichem Respekt vor ihm nicht fehlen. Keiner seiner derben Fausthiebe, mit denen er in jähzorniger Aufwallung die auf ihn Eindringenden regalierte, wurde erwidert. Aber die Masse der stämmigen Männer schob sich zwischen ihn und ihr erkorenes Opfer. Er konnte es nicht verhindern, daß er von dem vor Todesangst laut Aufheulenden immer weiter fortgedrängt wurde.

„Leute, bedenkt wohl, was Ihr tut!“ wußte er sich noch ein letztesmal Gehör zu verschaffen. „Hier bin ich nicht Euer Boß, sondern Friedensrichter und Hüter des Gesetzes. — Wer sich an dem Leben jenes Mannes vergreift, macht sich des Mordes schuldig und wird sich zu verantworten haben!“

Aber seine sonst so respektvoll aufgenommenen Worte wurden von einem wüsten Lachen erstickt.

„Wollen's drauf ankommen lassen! — Ihr werdet Euch hüten, Euren sämtlichen Steindrillern den Prozeß machen zu lassen — um solch eines armseligen Wichtes willen. — Wo bliebe da der Tunnel!“

„Aber selbst wenn er schuldig wäre, dürftet Ihr nicht das Gesetz in Eure eigenen Hände nehmen!“ schrie der Kontraktor in ohnmächtigem Zorne. „Zurück, Leute, die Schuld jenes Mannes ist durchaus nicht erwiesen — im Gegenteil, ich —“

„Pah, wir wollen ihn erst hängen und hinterher über ihn zu Gericht sitzen! Macht keine Flausen — hängt ihn! Angepackt, Boys — hoch mit ihm! — Eins, zwei und —“

Doch die gierig am Seile Zerrenden erlebten eine unverhoffte Überraschung.

Schon zappelte Jack Wilson fußhoch über der Erde und sein Gesicht begann dunkelblau zu werden, als er mit plötzlichem Rucke wieder zu Boden fiel und das Seil sich lockerte.

Der alte Rancher war es, der sich mit einer durch den in ihm gärenden Zorn verzehnfachten Stärke auf die Lyncher geworfen und sie durch Fausthiebe von ihrem Vorhaben abzulassen gezwungen hatte.

„Solange in mir noch ein Atemzug lebt, soll in meiner Gegenwart kein Mord begangen werden — und wer das Herz auf dem rechten Fleck hat, der schare sich um mich!“ rief er mit mächtiger Stimme, die das Murren der Menge sieghaft übertönte. „Wer meinen Sohn lieb gehabt hat, der stehe zu seinem Vater! Noch lebt er — Gott allein weiß, wie lange noch! Aber Ihr, seine Kameraden, sollt um seinetwillen nicht zu Mördern werden!“

Die Erscheinung des alten Mannes, sein ehern geprägtes Gesicht mit den flammenden Augen, das lang im Winde flatternde weiße Haar, der Herrenwille in seinen Mienen und seine zum Äußersten entschlossene Haltung flößten auch den wildesten Schreiern Scheu ein.

Sekundenlang blieb es stumm. Jack Wilson hatte den um seinen Hals gelegten Strick gelockert. Auf den Knien kam er zum Rancher gerutscht und mit aufgehobenen Händen beschwor er ihn um Rettung.

Doch der Alte hatte für ihn weder einen Blick noch ein Wort; nur als der um sein Leben Jammernde seine Knie umklammern wollte, schüttelte er ihn mit einer Gebärde des Ekels ab.

Erst zögernd, dann immer schneller und bereitwilliger lösten sich aus der Gruppe einzelne Männer und stellten sich neben den Rancher und den Schulter an Schulter mit ihm stehenden Kontraktor. Der Dynamiter, dann der Kleinbohrerboß, hierauf einige Steindriller und deren Gehilfen. Schließlich machte auch Goliath Miene, Partei für Wilsons Verteidiger zu nehmen.

Aber mit gebieterisch ausgestreckter Hand wies ihn der Kontraktor zurück.

„Bleibt, wo Ihr steht, Dick Foxey — wir bedürfen Eurer nicht!“

Ohne sich um den tückischen Blick des unter dem Eindrucke seiner Worte wie vor Knüttelhieben Zurückfahren-

den zu kümmern, wendete sich Mike Martin an die immer noch nicht beschwichtigte Menge. Er hatte inzwischen seine volle Selbstbeherrschung zurückgewonnen.

„Schämt Euch, Leute — und dankt dem Vater Eures Kameraden, wie ich es hiermit tue. Ohne sein Eingreifen hättet Ihr den Mord eines Unschuldigen auf dem Gewissen und —"

„Er ist noch nicht gerettet!" kam es drohend aus der Menge. „Laßt Euch nicht zum Narren haben! Hängen soll Wilson — und müßte Blut darum fließen! Drauf und dran! Hängt ihn!"

Aber die Schreier befanden sich in den Hinterreihen. Wohl suchten sie die mehr Vornstehenden vorzuschieben, aber diese stemmten sich ebenso kräftig dagegen und suchten ihrerseits zurückzuweichen. Das Männerhäuflein um den Kontraktor und Dom Custer schaute gar grimmig entschlossen drein. — Man konnte sich doch nicht an dem Vater des Kameraden vergreifen, dessen voraussichtlichen Tod man zu rächen entschlossen war.

Die schwankende Haltung des Haufens benutzte Mike Martin zur Wiederbefestigung seiner verloren gegangenen Autorität.

„Ich teile Eure Entrüstung, Leute und darum wollen wir uns nichts nachtragen", sagte er mit der an ihm gewohnten energischen Stimme. „Ja, wüßte ich nicht bestimmt, daß Jack Wilson unschuldig ist, so hätte ich wohl den Friedensrichter ausgeschaltet — wenigstens lange genug, um Euch beim Hochziehen des Halunken zu helfen! Aber so schlecht und durchtrieben der Kerl auch ist, in diesem Falle ist er unschuldig — ich weiß es."

Der vorige Wortführer drängte sich vor.

„Euer Wort in Ehren, Boß — aber wo bleibt der Unschuldsbeweis?"

Des Steindrillers höhnende Frage fand ein Echo in der Menge; ihre Haltung wurde wieder feindlich und drohend."

„Mein Wort sollte Euch genügen, Leute!" Unter seinem durchdringenden Blicke schaute jeder, der seinen Augen begegnete, scheu zu Boden; aber die Gefahr eines neuen leidenschaftlichen Ausbruchs steigerte sich bedrohlich.

„Ich habe einen Mann, der Floyd Custer ebenso haßte wie Wilson, die Waffe aufheben und einstecken sehen — sie flog in weitem Bogen durch den Saal, als ich sie dem Schlächter aus der Hand schlug — und es ist schwerlich anzunehmen, daß Wilson seinen Revolver zurückerhalten hat!"

(Schluß folgt.)

Minna, die Perfekte.

Eine Küchengeschichte von **Robert Misch.**

Unsere Minna, vor der konnte man sich ja schon ein wenig fürchten. Und wir fürchteten uns auch anfangs vor ihr und nahmen sie überhaupt bloß in Dienst, weil sie so gute Zeugnisse und so treuherzige Augen hatte und auch so treuherzig sprach. Die kluge Hausfrau murmelte zwar etwas von „Wegloben wollen" . . . Aber sie war wirklich ein guter Kerl — energisch zwar, aber gut und treu. Und sehr offenherzig — sehr! Die Hausfrau fragte sie gleich anfangs, ob sie — na ja — einen Schatz —?

„Aber gnäd'che Frau", sagte Minna treuherzig in ihrem Dialekt (zwischen Gotha und Erfurt) — „das is doch selbstverständlich. Man hat doch ein Herze und ein Kemüte . . ., und dann is das doch die Vorbereitung fürs Heiraten. — Sie haben doch auch geliebt und geheiratet, gnäd'che Frau!" — (Wortwörtlich so sprach sie!)

Na, da wurde sie denn also engagiert. Und der Bräutigam erschien einige Male in der Woche in der Küche. An solchen Tagen kaufte die Hausfrau billigen Aufschnitt und entfernte alles greifbar, d. h. ohne Zubereitung Eßbare. Aber nach einigen Wochen erschien der Schlosser nicht mehr. Uns schlug das Gewissen wegen des billigen Aufschnittes. Heutzutage . . . und da die Frauen in der Überzahl sind, geht die Liebe jetzt erst recht durch den Magen. Aber auf vorsichtiges Fragen meinte Minna: "Der Mensch war mir zu ungebildet und roh . . . Ich habe ein zartes Kemüte — (so sagte sie) und verinteressiere mich für die Kunst. . . . . . Wenn ich ins Kino wollte, wollte er saufen gehen."

Durch vorsichtiges Forschen erfuhren wir freilich, daß nicht die Kunst und der Alkohol des Schlossers, sondern das Geld sie getrennt hatte. Er hatte sie angepumpt und ausgebeutet und auch sonst allerlei von ihr gefordert, worüber sie der Hausfrau in diskreten Andeutungen . . . .

Und nicht ganz ohne innere Berechtigung meinte Minna: „Zum Schenken sind doch die Männer da — nich' wahr, gnäd'che Frau?"

Diese gesunde Lebensauffassung konnten wir nur billigen und ihre erprobte, allen Stürmen gewachsene Tugend nur loben. Eine Perle — zumal in unserer, so freien Anschauungen huldigenden Gegenwart.

Die kunstbegeisterte Minna schaffte sich jetzt einen Radiokasten an. Wir ließen ihr den Draht in ihr eigenes Zimmer legen, nicht in die Küche. Das kam uns schließlich doch noch billiger als der Aufschnitt. Aber nun bekam sie öfters den Besuch ihrer Freundin. Radio hört sich nett zu Zweien. Darauf schaffte sich die Hausfrau billigen Tee an, denn wo Weibliches zusammenhockt . . . Andere trinken Kaffee — Tee ist gottlob billiger.

Eines Tages erschien Minna mit Wolken bunten Tülls und Tarlatans in allen Regenbogenfarben. Die Hausfrau staunte.

„Ich gehe nämlich nächsten Sonnabend auf einen Vereinsmaskenball", erklärte Minna, „und stelle den Regenbogen dar."

Wir freuten uns riesig auf das Kostüm, das aber dann die hochgespanntesten Erwartungen noch übertraf. Minna war klein, rund und — na sagen wir, etwas unmodern „füllig" und sah aus wie ein aufgeplusterter Kolibri. Bei ihrem Anblick mußte ich ins Nebenzimmer flüchten — ich wollte ihr feinbesaitetes „Kemüte" schonen. Die Hausfrau biß sich nur die Lippen wund.

„Aber so furchtbar kurz!" meinte die Hausfrau.

„Tja", erwiderte Minna — „wenn man so scheene Beene hat, soll man sie zeigen!"

Gegen diese moderne Auffassung konnte man nichts einwenden. Schließlich sind ja auch die Schönheitsbegriffe verschieden. — Am anderen Tag war unsere Perle sehr einsilbig, zerstreut und verpfefferte Braten und Suppe. Die Hausfrau ahnte kommendes Unheil. — Es sei sehr schön gewesen, sagte Minna ganz kurz auf Befragen der Hausfrau . . . man hätte sich auch um sie gerissen . . . Und dann äußerte sie einige Male, daß die Existenz eines Beamten doch heutzutage das Allersicherste in dieser „koddrigen Welt" sei.

„Also einer von der Post oder Eisenbahn!" meinte die Hausfrau — „vom Gericht", sagte ich. Die Hausfrau hatte wieder mal Recht — wie immer: er war von der Post und kam jeden dritten Abend. Wir schafften wieder billigen Aufschnitt an. Als ich eines Abends zufällig in die Küche kam — das Radio wurde jetzt vernachlässigt —, da steckte der Postschaffner schnell eine dicke Zigarre mit goldener Leibbinde fort, die mir sehr bekannt vorkam. Ich reichte sie nur bevorzugten Gästen. Da schaffte ich auch billige Zigarren an und schloß die mit der Leibbinde fest ein. — Immerhin, Minna war eine Perfekte, und man mußte human sein gegen die sogenannte dienende Klasse. — Die Hausfrau meinte zwar, zuweilen dienen wir ihnen. „Und was nachkommt, ist Bärme", pflegt sie außerdem in ihrer schlagenden Art zu sagen.

Der Postschaffner interessierte sich übrigens auch für die Kunst — sie gingen jede Woche zusammen ins Kino. Aber das war ja nicht weiter schlimm; und die Kunst und die Liebe haben sich ja stets gut miteinander vertragen, sozusagen gegenseitig bedingt. Und dann sprach sie öfters von einem „glücklichen Heim, das doch das Allerallerbeste sei —" zuweilen auch von „Nachkommenschaft und Kindern". — Die sehr intelligente Hausfrau bekam wieder Ahnungen. Aber eines Tages — eines Tages war der Postschaffner verschwunden. — Da schimpfte Minna wieder (wie schon einmal) auf „die Männer, die alle nichts taugten." Als sie aber von Rache sprach — der Schaffner hatte sich mit einer „reichen" Schlächterstochter verlobt — und von Selbstmord, da bekam es meine Frau mit der Angst. Wir kündigten. Man hat doch nicht gern mit der Polizei . . .

Jetzt haben wir eine neue „Perfekte" — so gegen Fünfzig — Männerhasserin.

Aber man kann nie wissen . . . Vorläufig kocht sie normal.

Die Berliner Wochenend-Ausstellung.

Aus Berlin wird uns geschrieben: Die Frage des „Wochenendes", d. h. eines über den Sonnabend nachmittag bis zum Sonntag abend sich erstreckenden Erholungsaufenthaltes in freier Natur steht namentlich in größeren Städten schon seit längerer Zeit im Vordergrund des Interesses, und die große Berliner Wochenend-Ausstellung, die am Ostersonnabend eröffnet wurde und bis in den Juni hinein dauern wird, ist sozusagen ein Niederschlag dieses allgemeinen Interesses. Man hat auf dem ausgedehnten Ausstellungsgelände am Kaiserdamm mit seinen Riesenhallen so ziemlich alles zusammengeholt, was zu dieser neuzeitlichen „Rückkehr zur Natur", die unser Jungbrunnen ist und sein soll, nur irgend in Beziehung steht, vom Verkehrsmittel, das uns dem ersehnten Ziele zuführen soll, bis zu diesem Ziele selber. Da gibt es Flugzeuge, Autos, Motorräder, Motorboote usw. — und als Gegensatz dazu präsentiert sich

das klassische Altberliner Vergnügungsfahrten-Verkehrsmittel, der „Kremser“. Ganze Panoramen berühmter und beliebter Ausflugsorte sind aufgebaut, fliegende Reisebureaus haben sich aufgetan und bemühen sich, das „Indieferneschweifen“ zu erleichtern und verlockend zu gestalten. Verkaufsstände zeigen alles, was zur Wochenend-Reiseausrüstung gehört, bzw. gehören kann, und dann — ja, dann kommt der Höhepunkt der Ausstellung, der mindestens für die Frauen weitaus interessanteste Teil: die Kolonie der Wochenendhäuser und -häuschen, z. T. fertig eingerichtet bis zum letzten Kochlöffel. Sogar ein Hausboot ist vorhanden, und nur der in Amerika schon so beliebte Wohnwagen fehlt noch.

Es ist nur verständlich, daß dieser Teil der Ausstellung bei den Frauen die größte Aufmerksamkeit findet, denn wenn der Mann auch vielleicht sich über Sonntag los und ledig, „frei wie der Vogel in der Luft“ fühlen mag, der Frau folgen ihre Wohnungs- und Wirtschaftssorgen auch in das Wochenende, namentlich dann, wenn sie eine größere Familie zu betreuen hat und es ist deshalb für sie von besonderer Bedeutung, wie ihr Sonnabend- und Sonntagsaufenthalt beschaffen ist. Aber auch dann, wenn man nur selbzweit „auf Erholung“ fährt, regt sich der Wunsch nach dem eigenen Dach über dem Kopfe und den eigenen „vier Wänden“, wo man ganz seinem Geschmack leben und vor allen Dingen sich auch wirklich erholen kann. Die Verwirklichung dieses Ideals fängt an mit dem Wohnzelt, das man auf Wanderfahren aller Art mit sich führt, und es ist erstaunlich, welche Variationen dieses Miniaturwohnhauses auf der Ausstellung gezeigt werden. Da gibt es solche „mit allen Schikanen“, mit Fenstern, mit „richtiggehenden“ Betten und mit einer regelrechten Küchen- und Wohnausstattung, so daß man es schon tagelang und auch bei schlechtem Wetter in dieser Nomadenbehausung aushalten kann. Mehren sich aber die kalten Tage, die eigenen Lebensjahre oder die Köpfe der Familie, so verzichtet man meistens doch lieber auf die Freizügigkeit des Zeltlebens. Man möchte überdies sein Gärtchen haben, seinen selbstgebauten Kohl essen und sich endlich einmal irgendwo „zu Hause“ fühlen. Da sieht man sich also nach dauerhafterer Wohngelegenheit um, und hierbei sind die Frauen nun so recht in ihrem Element. Man muß sie ja auf der Wochenend-Ausstellung beobachten, wie sie in jeden Raum gucken, messen, prüfen, überlegen und in Gedanken schon „ihr“ Heim einrichten. Das ist köstlich, das ist eine Ausstellung für sich!

Der Vorläufer des heutigen Wochenendhauses ist die gute, alte Wohnlaube, wie wir sie in ungezählten Exemplaren noch heute überall in den Gartensiedlungen sehen. Aber die Industrie hat sich dieser Urform angenommen, sie erweitert und verbessert, neue Baustoffe und neue Bauweisen sind gefunden worden und Architekten und Kunstgewerbler bemühen sich um die Schönheit und Zweckmäßigkeit ihrer Gestaltung und Ausstattung. So ist ein Vergleich der verschiedenen auf der Wochenend-Ausstellung gezeigten Typen mit der alten „Wohnlaube“ sehr interessant. Wie geradezu raffiniert ist z. B. die Raumausnutzung bei den Einraumhäuschen, die Wohn-, Koch- und Schlafgelegenheit vereinigen müssen! Da sind Klappbetten, Wandschränke, Wasch- und Küchennischen, die Hilfsmittel; nirgends fehlt die große Veranda, die ja im Sommer der wichtigste und meistbewohnte Raum ist, und sehr nett ist der bei einigen dieser Modellhäuschen gleich unter dem Verandatisch angebrachte Kühlraum im Fußboden. Eins der Ambi-Musterhäuser zeigt in zwei verblüffend kleinen Räumen, die doch dank der geschickten Einteilung nicht zu klein wirken, nicht weniger als sieben Schlafgelegenheiten, wohlgemerkt für Erwachsene (die aerdings nicht allzu beleibt sein dürfen). Man kann also im Bedarfsfalle auch unerwarteten Hausbesuch unterbringen.

Die größeren Wochenendhäuser umfassen mehr oder größere Räume, sind luxuriöser eingerichtet und zum größten Teil auch im Winter bewohnbar. Es gibt da wundervolle Ausführungen, so z. B. nach den Riemerschmidschen Entwürfen, die allerdings auch bedeutend kostspieliger sind. Viel Widerspruch, aber auch viel begeisterte Anerkennung finden die Entwürfe von Max Taut. Vom Hausfrauenstandpunkt aus gesehen sind sie ideal; sie sehen z. B., was nur wenige der anderen Typen tun, große, breite Fenster vor, die doch so niedrig liegen, daß die Hausfrau sie bequem und ohne lebensgefährliche Leiterkletterei putzen bzw. mit Vorhängen versehen kann. Auch sind die Abmessungen der Schränke und Betten für „ausgewachsene“ Personen berechnet, und alles überflüssige Beiwerk, das die Arbeit der Hausfrau unnütz vermehrt, ist vermieden. Trotzdem wirkt das Innere des Hauses äußerst behaglich. An das flache Dach und die absolut schmucklose Würfelform der Häuser muß man sich freilich erst gewöhnen.

Auffallend ist die fast allen Häusern auf der Ausstellung eigentümliche Nichtachtung mancher hausfraulicher Bedürfnisse. So ist z. B. fast grundsätzlich der Herd so ungünstig wie möglich aufgestellt, so daß man im Halbdunkel hantieren muß. Raum für irgendwelche Vorrats- und Kühlbehälter, die man doch mindestens in den größeren und z. T. sogar für dauerndes Bewohnen bestimmten Häusern erwarten könnte, sowie Abstellgelegenheit für die nun einmal unentbehrlichen Reinigungswerkzeuge fehlt fast durchweg. Wo Treppen sind, haben sie meist verhängnisvolle Ähnlichkeit mit der bewußten Hühnerleiter — und wie z. B. ein babybehaftetes junges Ehepaar sich mit dieser abfindet, ist eine Frage für sich. Hier hätten eigentlich die Hausfrauenverbände zur „fachmännischen Beratung“ zugezogen werden müssen. Bedauerlich ist auch, daß in den Nebenabteilungen der Ausstellung, die sich z. B. mit der Wochenend-Kleidung, mit der Ausstattung des Wochenend- bzw. Sommerhauses mit Kissen, Decken, Vorhängen usw. befassen, so wenig von den Bestrebungen des Verbandes für Frauenkleidung und Frauenkultur zu bemerken ist. Wo sind zum Beispiel die Werkstätten für Wertarbeit, wo die schönen handgewebten, licht- und waschechten Stoffe? Das ganze Gebiet ist doch eigentlich so dankbar gerade für diese Art Bestrebungen! Aber die Ausstellung ist ja kaum eröffnet, und Vieles ist dort noch im Werden; hoffen wir, daß auch diese Lücken sich noch füllen!

Was interessiert sonst auf dieser Ausstellung? Nun, vielerlei, z. B. alle die Hilfsmittel, die man erfunden hat, um der Frau die Hausarbeit zu erleichtern, damit auch sie etwas von der Erholung merkt, die das Wochenende bringen soll. Die Hilfsmaschinen, die Patentmöbel, die Bett und Sofa oder dergl. vereinigen, die Konserven, die ihr das Kochen erleichtern, die natürlichen, neuartig konservierten Fruchtsäfte, die es ihr ermöglichen, kühlende Getränke und Suppen herzustellen und vieles andere mehr. Es gibt viel des Interessanten, Sehens- und Nachahmenswerten auf der Ausstellung, gerade für die Frauen und was ihnen zu wünschen übrig bleibt, ist vielleicht nur das „Tischlein-deck-dich“ für die Küche, das „Heinzelmännchen“ für die unerläßlichen häuslichen Arbeiten und — — das „Eselein-streck-dich“ mit den nötigen Goldstücken für die ganze Herrlichkeit!! Wann, o wann werden auch diese „technischen Probleme“ des Wochenendes gelöst sein? Hoffentlich recht bald!

Käte Brustat-Schnedermann.

Bunte Chronik

*** Ein kostbarer Vogel.** Der in den westlichen Küstenländern Südamerikas wie auch auf den küstennahen Inseln einheimische Kormoran (Phalacrocorax bougainvillei) kann, wie die Naturwissenschaftliche Umschau mitteilt, als der wertvollste Vogel der Erde betrachtet werden. Seine Wertschätzung verdankt der Kormoran aber nicht seinem farbenprächtigen Federkleid oder schmackhaften Eiern, sondern vielmehr nur der Tatsache, daß er der Erzeuger dse kostbaren Peru-Guanos ist. Aus diesem Grunde stehen die Kormoran-Kolonien Perus, die aus vielen Tausenden von Vögeln bestehen, denn auch dauernd unter staatlichem Schutz, so das z. B. die Inseln, auf denen solche Kolonien anzutreffen sind, von Unbefugten überhaupt nicht betreten werden dürfen. Auch die Gewinnung des Guanos muß immer so vorgenommen werden, daß die Vögel dabei so wenig als möglich beunruhigt werden. Welche Massen von Guano durch den Kormoran erzeugt werden, erhellt, daß im vergangenen Jahre 90 000 Tonnen Peru-Guano verbraucht wurden.

Lustige Rundschau

*** Drei Aufschneider.** Drei Matrosen, ein Amerikaner, ein Engländer und ein Südfranzose, sitzen zusammen in einem Restaurant und unterhalten sich über die Abmessungen der neuesten Kriegsschiffe. — „Wel“, sagt der Engländer, „bei uns sind die zuletzt fertiggestellten Kriegsschiffe so groß, daß der Kapitän mit einem Auto über Deck fahren muß, um die Befehle austeilen zu können.“ — „Das ist Kinderspiel“, sagt der Amerikaner lachend. „Bei uns fliegt der Maschinist mit einem Flugzeug durch den Maschinenraum, um die Maschinen zu schmieren.“ — „Was seid ihr doch weit zurück“, sagte der Franzose darauf. „Bei uns sind die Kriegsschiffe so groß, daß der Koch mit einem Tauchboot durch die Kochtöpfe fahren muß, um zu sehen, ob die Kartoffeln gar sind.“

Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.
Verantwortlich für die Schriftleitung M. Hepke in Bromberg.